

Architekten wünschen Demokratisierung des Bauens – Bürger wollen beim Städtebau mitreden – Stadtplanung ist kein unabwendbares Schicksal –

Aber manche Fachleute meinen immer wieder, den Bürger in seine Schranken weisen zu müssen, indem sie ihm seine vermeintliche fachliche Inkompetenz um die Ohren schlagen. Und nur allzuoft kuschelt der Bürger dann, fällt zurück in seine Untertanenhaltung und nimmt weiter hin, was *die da oben* ihm verordnen.

Dabei sollte er sich doch einmal klarmachen, daß *die da oben* einzeln auch nicht kompetenter sind als jeder einzelne Bürger. Soviel Ahnung von Soziologie hat zum Beispiel der Stadtbaurat auch nicht; und was sich beim täglichen Einkauf der Hausfrau abspielt, das kann ein Oberbürgermeister auch nicht immer nachvollziehen, von den ehrenamtlichen Gemeinderäten ganz zu schweigen. Sicher, von Architektur hat dieser und jener Bürger vielleicht keine Ahnung, aber vom Ladenschlußgesetz. Und von dessen Auswirkungen. Und deshalb weiß er

vielleicht besser als mancher Stadtbaurat oder Oberbürgermeister, daß dieses Ladenschlußgesetz manchmal wichtiger ist für eine städtebauliche Situation – für die Belebtheit der Innenstadt nämlich – als Geschoßflächenzahl oder Verkehrsanbindung oder gar die ästhetische Seite der Architektur.

Und deshalb geht es darum, daß der Bürger ermutigt wird, sein demokratisches Recht wahrzunehmen und mitzubestimmen über das, was aus seiner Stadt wird. Und wo er – noch! – nicht kompetent genug ist, da hat er ein Recht darauf, daß ihn die Fachleute so kompetent machen, wie das im jeweiligen Zusammenhang nötig ist.

Und deshalb sollte die erste und wichtigste These für einen humanen Städtebau nicht von Architektur, Technik oder Wirtschaft handeln, sondern von Demokratie. Und etwa so lauten:

Alle Planung muß in jedem Stadium öffentlich geschehen, bei allen Beratungen müssen die Bürger beteiligt sein, bei allen Entscheidungen haben die Bürger ein Mitbestimmungsrecht.

Heimat – und doch keine bleibende Stätte

Walter Blaich

Kann eine moderne Stadt Heimat sein, oder kann sie es wieder werden? Wer einige Jahre Gemeindepfarrer in einem Dorf am Rand des Ballungsraumes Stuttgart war, der weiß, daß auch das Dorf, daß auch die kleine Stadt für den mobilen Menschen von heute gar nicht so leicht zur Heimat wird, daß vielen, die eben nicht von Anfang an in diesem Dorf zu Hause sind, die nicht den Zugang zu den Vereinen finden, die Kommunikation recht schwer fällt (und oft auch recht schwer gemacht wird).

Für den Theologen liegt es nahe, bei diesem Thema zunächst an *Babylon* zu denken, für die Bibel das Urbild einer gottverlassenen Stadt. Und dagegen steht dann das *himmlische Jerusalem* als die wahre zukünftige Heimat des Christen. Aber dieses *Jerusalem* ist ja nicht Teil dieser unserer gegenwärtigen Welt, um die es uns hier und heute und morgen zu gehen hat. Gewiß erinnert es uns daran, daß die eigentliche Heimat des Christen, die Quelle, aus der er Hoffnung und Kraft schöpft, nicht in dieser gegenwärtigen oder vielleicht gar am Vergangenen orientierten Welt sich findet. Darum wird der Christ auch nicht von einer Stadt als Heimat in einem letzten Sinn sprechen können – eben nicht als *bleibende Stätte*. Das heißt, man kann sich in einer Stadt wohl zuhause- und wohlfühlen, man wird ihr aber

nicht mit allen seinen Kräften, seinem Fühlen und Hoffen verhaftet sein können und bleiben.

Gewiß, Städte waren wohl auch schon in diesem letzten Sinn Heimat für Menschen, für Menschen, die sich an die Gottheit ihrer Stadt gebunden und von ihr abhängig fühlten. Man gehörte dort hin, man war verwurzelt mit dem Mutterboden seiner Heimatstadt, dahin zog es einen immer wieder, aus diesem Heimatboden zog man alle Lebenskraft.

Doch gegen solche Frühform menschlicher Religiosität, die der Vergangenheit verhaftet war und eigentlich auch keine rechte Zukunft kannte, weil Heimat für sie eben etwas Statisches, etwas nach rückwärts Gewandtes war, steht als Beispiel jenes Volk, das unstet und flüchtig über diese Erde zog und auf Zukunft hin lebte. Begonnen hatte es damals mit dem Auftrag Jahves an Abraham: *Gehe aus deiner Heimat und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde.* An die Stelle des Gottes, der an bestimmte Stätten gebunden ist, war der Gott getreten, der die Menschen durch die Geschichte begleitet und ihnen Zukunft eröffnet.

So erfährt sich der Glaube auch heute als unterwegs auf die ihm von Gott verheißene Zukunft hin. Das bedeutet aber, daß für solchen Glauben die Stadt



Menschliche Stadt, Stadt als Heimat, Stadt für die Menschen, das ist ein Stück des Schöpfungsauftrags in dem Sinne des Machet euch die Stadt zudiensten! . . . (Berlin.)

von jeglichem religiösen oder sentimentalen Charakter entkleidet wird. Sie ist weder *Babylon*, d. h. weder von ihrem Wesen her mit Unheil und Verderben behaftet, noch wird sie in dieser Welt jemals *Jerusalem*, d. h. die vollkommene, ideale Stadt werden. Sie ist schlicht – auch für den Christen – eine Chance zum Leben in dieser Welt und zum menschlichen Gestalten dieser Welt.

So wird der Theologe einfach einmal konstatieren, daß die Stadt zum heutigen Lebensstil gehört und ihn entscheidend prägt. Wir haben die Chance und die Aufgabe, sie so zu gestalten, daß Menschen sich in ihr wohlfühlen. Insofern kann sie durchaus Heimat werden im Sinne eines *ubi bene ibi patria*. Und das meine ich jetzt gar nicht im Sinne irgendeines Opportunismus, sondern ich denke, es sei eine gute Sache, wenn Menschen sich irgendwo wohlfühlen, wenn sie sich irgendwo zuhausefühlen. Warum sollten sie dort nicht bleiben? Aber es

wird ein vorläufiges Zuhause bleiben; vorläufig in dieser Welt, wenn wir an die Mobilität unserer Gesellschaft denken, aber auch vorläufig in einem anderen Sinne: Letzte Heimat, in der unser Hoffen und Wünschen seine Erfüllung findet, wird keine Stadt dieser Erde sein können, also auch nicht letzte Heimat in dem Sinn, wie ERNST BLOCH Heimat versteht, wenn er sagt, daß Heimat dort sei, wo der Mensch seine Identität findet.

Für den Christen bleibt diese *Heimat als Hoffnung* stets der Wirklichkeit dieser Welt voraus. Denn nach unserer Überzeugung finden wir diese Heimat erst dort, wo die Frage nach dem Tod ihre Antwort gefunden hat, d. h. dort, wo der Gedanke an den Tod uns nicht mehr ins Nichts sinken läßt. Aber eben die Erfüllung dieser Hoffnung bleibt uns in dieser Welt stets voraus. Denn hier hat unsere Hoffnung immer die reale Welt mit ihren Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, Enttäuschung und

letzten Endes den Tod gegen sich. Aber weil diese Hoffnung unserer Gegenwart voraus ist und voraus bleibt und in dieser Welt nicht zu etwas Abgeschlossenem werden kann, deshalb hört sie nicht auf, eine Phantasie der Liebe hervorzurufen, die auf eine Besserung dieser Welt und auf mehr Gerechtigkeit hin arbeitet. Diese Phantasie der Liebe schöpft Hoffnung aus den Verheißungen Gottes und wird sich deshalb nicht mit den angeblichen Zwängen des Bösen und des Todes abfinden. Die Welt tendiert immer zu etwas Abschließendem und Abgeschlossenem. Aber Gott läßt sich von dieser Welt nicht definieren, er bleibt ihr voraus und hält uns deshalb in einer Bewegung der Hoffnung. Genau das gibt uns Antrieb, uns nicht mit den scheinbar abschließenden Realitäten dieser Welt abzufinden. Die Hoffnung auf die zukünftige Heimat, auf das Finden der eigentlichen Identität, wird versuchen, diese Realitäten hier schon zu sprengen und zu öffnen auf das hin, was z. B. im biblischen Bild vom *Neuen Jerusalem* als Gerechtigkeit, Friede und Leben symbolhaft deutlich wird. Wenn etwas davon auch in unserer Welt, in unseren Städten sichtbar wird, dann kann auch, dann wird auch eine Stadt ein Stück weit, eine Zeitlang zur Heimat werden, weil der Mensch sich in ihr wohlfühlt, wenn sie menschlich ist und er in ihr als Mensch leben kann.

Es wird christlicher Hoffnung also nicht um die Verwirklichung irgendeines Entwurfs einer idealen Stadt gehen können. Sie wird vielmehr im Glauben daran, daß in dieser Welt der am Werk ist, der Menschen in die Mündigkeit ruft, der sie zur Gottesebenbildlichkeit bestimmt hat, sich um mehr Menschlichkeit in unseren Städten bemühen. Und dieser Glaube meint, daß Menschen gemäß dem Schöpfungsauftrag Gottes diese Welt beherrschen können und beherrschen sollen, nicht im Sinne des Zauberlehrlings, sondern so, daß wir die Mächte und Gewalten als Beauftragte eines anderen in die Hand bekommen, d. h. profan gesprochen, daß wir Technik und Wissen zur Gestaltung einer menschlicheren Welt verwenden. Entscheidend ist, wie wir mit diesen Mächten und Gewalten umgehen. Weder dürfen wir vor ihnen erschrecken und uns zurückziehen in eine verinnerlichte Religiosität, die sich mit ihren Hoffnungen ins Jenseits flüchtet, noch dürfen wir uns von den Mächten und Gewalten beherrschen lassen, sondern diese Hoffnung, die aus dem Zukünftigen lebt, muß uns für die Gegenwart so motivieren, daß wir uns in der Nachfolge JESU aufmachen, die bösen Geister auszutreiben. Denn wenn eines für diesen JESUS von Nazareth kennzeichnend war, dann das, daß er sich

im Vertrauen auf seinen Gott gegen alles gewandt hat, was den Menschen unterdrückte, was ihn in Abhängigkeiten gebracht, ihn an seiner Entfaltung zum mündigen Menschen gehindert hat. Der Ruf nach der menschlicheren Stadt ist darum für mich der Ruf nach der Beherrschung der Umwelt, der Ruf in die Freiheit und zugleich der Ruf zur Verantwortung. Und christlicher Glaube, das bedeutet in diesem Zusammenhang den Glauben, daß der Mensch die Herrschaft über die Erde haben kann und haben soll.

Demzufolge ist die Stadt von heute weder das *Himmlische Jerusalem*, noch die *große Hure Babylon*, sondern sie ist, wie es kürzlich einmal formuliert wurde, *eher der Boden, auf dem sich heute Christen bewähren können, die der Stadt Bestes suchen* und sich gedrungen fühlen, ihren Beitrag zu dem zu leisten, was GERT ALBERS als die wichtigste Frage auf dem Weg zu einer menschlicheren Stadt bezeichnet hat, nämlich zu der Frage nach der *Art und Weise, wie wir uns über Zielvorstellungen und die Möglichkeiten ihrer Verwirklichung verständigen und wie wir zu einer Über-einkunft gelangen könnten*.

Nachdem ich versucht habe, zu zeigen, was den Theologen dazu motiviert, sich um die Stadt zu kümmern, möchte ich im folgenden versuchen zu erläutern, was für mich Kennzeichen des Humanen ist.

M e n s c h l i c h e Stadt, das ist in jedem Fall eine Stadt, in der der Mensch ein Stück weit zu sich selbst findet, in der er sich wohl- und zuhausefühlen kann. Menschliche Städte sind demnach Städte, die für den Menschen geplant sind, Städte, deren Entwicklung nicht die Möglichkeiten der Technik und auch nicht in erster Linie die Macht des Kapitals, sondern in aller erster Linie das Wohl des Menschen bestimmt. Ihre Funktionen sind auf den Menschen bezogen, sie wollen Abwechslung und Erlebnis bieten, sie bemühen sich, die Ganzheit des Lebens eines Menschen anzusprechen und widerzuspiegeln. So wenig gerade dieses Letztere in dieser Welt völlig zu erreichen ist, so sehr müssen wir uns doch darum bemühen, wenn der Mensch hier so etwas wie Heimat finden soll. Ob nicht hieran auch der Versuch scheiterte, Städte menschlich zu gestalten, indem man die verschiedenen Funktionen konsequent zu entmischen versuchte? Wurde dabei nicht übersehen oder doch unterschätzt, wie sehr der Mensch letztlich ein unteilbares Ganzes ist, daß sich Arbeit, Wohnwelt und Freizeitwelt ebenso wie der Bereich des Verstandes und der Bereich des Erlebens und der Gefühle nicht ohne nachteilige Folgen für den Menschen ganz voneinander trennen lassen? Das nachindustrielle



Unbehagen bedeutet hier schlicht: die unzufriedene, kritische, gestörte, geärgerte und verärgerte Existenz in und angesichts der Unwirtlichkeit unserer Städte . . . (Blick auf Leonberg.)

Zeitalter könnte manche Chance bieten, diese Bereiche auch in den Städten wieder besser zusammenzubringen, die Funktionen – und ebenso Altes und Neues – zu verbinden. Ich weiß freilich nicht, ob wir nicht manche Chance gerade durch die Entwicklung des Grundstücksmarktes in unseren Innenstädten bereits heute unwiderruflich vertan haben.

Menschliche Stadt, Stadt als Heimat, Stadt für den Menschen, das ist ein Stück des Schöpfungsauftrags in dem Sinne des *Machet euch die Stadt zudiensten!* Dann darf freilich die Stadt nicht zum Instrument der Ausbeutung und Unterdrückung ihrer Bewohner oder bestimmter Gruppen ihrer Bewohner werden. Solche Mächte und Kräfte, die sie dazu nützen wollen oder sie dahin bringen, gilt es im Sinne des oben über JESUS von Nazareth Gesagten auszutreiben. Die bösen Geister, das sind eben jene Ursachen des Unbehagens, der Mißstände. Ich bin davon überzeugt, daß wir unsere Städte nur dann menschlicher machen können, menschlich erhalten können, wenn wir etwas wagen, wenn wir die Risiken, die ein Austreiben der bösen Geister von heute mitsichbringt, nicht scheuen. Einverstanden, wir brauchen ein neues Leitbild – für mich

liegt es in einer echten demokratischen Gesinnung – darin, daß alle in gleicher Weise möglichst viel Freiheit, möglichst viel Chancen zu freier Entfaltung bekommen, wobei diese meine Freiheit durch die Interessen meiner Mitmenschen begrenzt ist und der nötige Ausgleich in der Gesellschaft und von der Gesellschaft in demokratischer Weise zu regeln ist. Darüber werden wir uns relativ schnell einig. Aber was ist es uns wert? Was sind wir bereit einzusetzen, wenn es darum geht, dieses Leitbild in praxi zur Geltung zu bringen? Wenn es um die Frage geht, welche Wohnungen wir den Schwachen in unserer Gesellschaft, den ausländischen Arbeitnehmern etwa, anbieten. Was sind wir bereit einzusetzen, wenn es darum geht, daß der ungelernete Arbeitnehmer seinen Kindern die gleichen Chancen der Entwicklung von Verstand und Gemüt bieten sollte, wie ich sie meinen Kindern bieten kann? Aber dahinter steht die Frage an alle, ob wir das wollen und unsere Politiker dahin drängen, sie dabei unterstützen.

Vorher allerdings müssen wir uns über die Frage klar werden, was heute Menschlichkeit gefährdet und wo heute das Humane in unseren Städten in Gefahr ist. Insofern scheint mir die Frage nach dem

Unbehagen nicht von der Frage nach den *Chancen* der Stadt zu trennen. Die vollkommene humane Stadt wird nicht zu erreichen sein. Aber ich bin überzeugt, wir können unsere Städte dennoch so gestalten, daß man wieder Lust bekommt, in ihnen zu wohnen, daß statt totaler Anonymität und Lieblosigkeit sie ein eigenes Gesicht bekommen und zur Kommunikation einladen – wie immer wir nun Kommunikation sehen; ich meine, es käme darauf an, eine Vielfalt von Chancen zu eröffnen. Sollte es wirklich so schwer sein, Städte so zu gestalten, daß Vergangenes auch in der Gegenwart seine Funktion behält, ja offen ist in die Zukunft hinein, daß Menschen von der äußeren Gestalt, von der Atmosphäre und auch vom Leben in den Städten ermuntert werden, Freude am Leben zu gewinnen, Hoffnung für die Zukunft zu schöpfen, sich nicht in die eigenen vier Wände oder in die Abgeschiedenheit eines Dorfes, sofern es das noch gibt, zurückziehen, sondern die Chancen der Kommunikation, der Begegnung mit anderen Menschen nützen?

Eben das halte ich für *das* Wesensmerkmal des Menschlichen, daß Anonymität und Kommunikation, daß Individualität und Sozialität sich nicht wie ausschließende Gegensätze gegenüberstehen, sondern sich in einer lebendigen Wechselbeziehung befinden. Ganz gewiß braucht der Mensch von Zeit zu Zeit die Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Ich verstehe es gut, wenn gerade junge Menschen unter der sozialen Kontrolle, die ein Dorf mit seinen Strukturen ausübt, sich nach der Anonymität der Großstadt sehnen. Zugleich aber ist der Mensch eben auch auf Transzendenz, und d. h. zunächst einmal ganz einfach auf ein Du, auf Kommunikation angelegt. Beides gehört zusammen. Möglichkeit, sich in die Anonymität zurückzuziehen, aber auch mit anderen Menschen zu kommunizieren, freilich nicht bloß unter dem Zwang vorgegebener Strukturen, sondern nach freier Wahl entsprechend den Neigungen und Fähigkeiten. Dem entspricht, daß echte Individualität sich eigentlich nur in der Gesellschaft verwirklichen kann, wenn einer nicht zum Sonderling werden will. Diese Chance, sich in einer Gemeinschaft frei zu entfalten, könnte die moderne Stadt mit ihren Angeboten der Mobilität, der Kommunikation und auch des Rückzugs in die eigenen vier Wände dem Menschen in einer Weise geben, wie keine andere Siedlungsform in heutiger Zeit.

Ob nicht gerade diese Möglichkeit eines mobilen, vielseitigen Lebens die besondere Chance ist, die uns die Stadt bietet? Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß diese Freiheit keine schrankenlose

Freiheit sein kann, sondern daß sie stets begrenzt ist durch die Interessen des anderen, der mit mir in der gleichen Gesellschaft, neben mir in der gleichen Stadt lebt. Diese erforderliche Begrenzung der Freiheit, verbunden mit den wachsenden Möglichkeiten, Freiheit in falscher Weise zu begrenzen, macht es notwendig, Freiheit zu planen. Und das wurde wohl in der Vergangenheit zu wenig getan. Aber das erfordert vom einzelnen und von der Gesellschaft auch viel mehr Verantwortungsbewußtsein, als das in früheren Zeiten der Fall war. Eben das zeigen all die Entwicklungen, die zu den Nöten, zur Unwirtlichkeit und Unmenschlichkeit unserer Städte, zu den Mißständen geführt haben oder zu führen drohen.

Wenn es um das Wechselspiel von Anonymität und Öffentlichkeit geht, wenn es richtig ist, daß der Mensch seine Identität eben nicht einfach als Teil einer Gesellschaft, sondern als Individuum findet, das auf Kommunikation mit anderen angewiesen ist, dann wird es ganz wesentlich darauf ankommen, von welchem Menschenbild her wir sowohl das Wohnen als auch das Bild unserer Städte gestalten, um nur diese beiden noch zu nennen. Bieten Wohnungen die *ökologische Nische* und sind sie zugleich kommunikationsfreundlich, geben sie die Möglichkeit zu individueller Gestaltung? Ich frage das im Blick auf die Wohnungen, die wir den Schwachen in unserer Gesellschaft anbieten. Ebenso gehört zu den menschlichen Aspekten der Stadt das äußere Gesicht, das unverwechselbare Gesicht einer Stadt, das sie zur Heimat werden läßt, das einlädt zum Verweilen, das Anreiz und Möglichkeit zur Kommunikation zwischen Menschen gibt. Die Silhouette der früheren dörflichen und städtischen Siedlungen war meist durch die Kirche mit ihrem Turm bestimmt. Für die typischen Großsiedlungskomplexe unserer Zeit sind bezeichnend vielleicht ein weit überragender Kamin eines Fernheizwerkes oder ein paar hervorstechende Hochhäuser. Vergleicht man damit etwa das Ulmer Münster, so hat für mich da doch so etwas wie eine Verarmung eingesetzt. Nicht etwa deshalb, weil an die Stelle der alten Kirche ein modernes Gebäude getreten ist, dahinter steckt mehr als nur die Ablösung der Kirche durch die Wahrzeichen moderner Zeit. Jene Wahrzeichen früherer Zeiten waren Zeichen der Kommunikation, mit denen sich alle Bewohner der Stadt irgendwie identifizieren konnten, um dieses Wahrzeichen herum – oder auch darin – geschah Kommunikation, gemeinsame Erlebnisse waren damit verbunden. Die überragenden Hochhäuser – ich rede jetzt nur von den Hochhäusern, die die Bilder der Großstädte

gleichsam als Wahrzeichen bestimmen – sind sie nicht – vor allem in den Zentren der Städte – viel eher Zeichen einer sozialen Misere?

Das heißt nicht, daß wir wieder hohe Kirchtürme bauen müßten, im Gegenteil: so wie in früheren Zeiten die Kirchen Stätten der Kommunikation, der Begegnung waren, so sollte die Kirche heute mit heutigen Mitteln, entsprechend den heutigen Bedürfnissen vordringlich diesen Dienst weiterführen, indem sie Gelegenheiten zur Kommunikation anbietet, vor allem für diejenigen, die in unseren Städten heute noch keinen oder wenig Raum finden, Alte, Jugendliche, Kinder. Darüber hinaus muß es ihre Sache sein, sich um Randgruppen zu kümmern, um diejenigen, deren Stimme in der Stadt nicht gehört wird; es muß ihre Sache sein, den Sprachlosen zum Sprechen zu verhelfen oder stellvertretend für sie zu sprechen und so einen Dienst der Versöhnung zu tun und Gräben zu überbrücken. Nun wurde gefragt, ob man in früheren Zeiten jene Mißstände, die wir heute beklagen, hinter dem Marktplatz nicht genau so angetroffen hätte; daß die Mißstände heute offen zu Tage liegen, sei ein Problem der Demokratisierung.

Politische Thesen für eine humane Stadt

Wer heute nach mehr Menschlichkeit in unseren Städten ruft, wer die humane Stadt verlangt, der kann breiter Zustimmung gewiß sein. Wer Menschlichkeit verlangt, hat immer von vornherein recht und kann sich in der Regel dann weitere Argumente ersparen. So stellen unsere professionellen Sonntagsredner jahraus jahrein mit allgemeiner Zustimmung am Schluß ihrer Rede den Menschen in den Mittelpunkt. Und da hat er dann – so ERHARD EPPLER – *leider inzwischen Plattfüße bekommen*. Wer die humane Stadt fordert, muß deshalb konkret gefragt werden, was er konkret will. Er muß seine *W e r t u n g e n* offenlegen, er muß die *Z i e l e* definieren, die er aus diesen Werten herleitet, und er muß die *M a ß n a h m e n* beschreiben, mit denen er die Ziele verwirklichen will.

Über diese drei Begriffe: Werte, Ziele, Maßnahmen, will ich sprechen und versuchen, noch einmal deutlich zu machen, was gestern erfreulich deutlich geworden ist, daß es keine isolierte soziologische, gestalterische, ökonomische oder technische Antwort auf die Frage nach der Stadt gibt, sondern daß überall Politik dabei ist. Es gibt ja Experten, die sich selbst in ihrer Arbeit als nicht politisch verste-

Dann wäre aber die Offenlegung dieser Mißstände heute die Chance zur Besserung, die Chance, daß heute und morgen immer mehr Menschen in unseren Städten die Möglichkeit bekommen, sich wohlzufühlen, sich zuhausezufühlen.

Es ist die Chance, die gerade in einer Demokratie in der *Ö f f e n t l i c h k e i t* liegt. Auch von dem Menschenbild her, das die Bibel zeichnet, kann ich der These, daß alle Planung in jedem Stadium öffentlich sein müsse, nur zustimmen. So wird gewährleistet, daß die Menschen entsprechend dem Schöpfungsauftrag an der Gestaltung ihrer Umwelt beteiligt werden, so wird verhindert, daß Freiheit von undurchsichtigen Zwängen eingeschränkt wird, daß Menschen zu Beherrschten werden.

Wohl wissend, daß wir eine perfekte menschliche Stadt nicht schaffen können, die alle Bedürfnisse des Menschen erfüllt, sollten wir die Möglichkeiten nutzen, Schritte, auch wenn es kleine Schritte sind, zu tun hin zu einer menschlicheren Stadt, zu einer Stadt, in der Zwänge abgebaut werden, in der weniger über den Menschen entschieden wird, die vielmehr den Menschen ermuntert, in ihr zu verweilen und sie mitzugestalten.

Peter Conradi

hen, als über der Politik stehend und damit rein (weil Politik schmutzig); etwa im Sinne einer Zwei-Reiche-Lehre: hier das edle und vernünftige Reich der Fachwissenschaft – und dort das niedere Reich der Politik. Politik ist aber mehr als Parteipolitik, denn wer das Zusammenleben von Menschen regelt, wer Stadt plant und baut, der macht Politik und muß sich politischen Fragestellungen so stellen, wie wir als politische Parteien, als Mandatsträger uns fachwissenschaftlichen Fragen stellen müssen.

Erstens also zu den *W e r t e n*. Politisches Denken und Handeln wird von sich ändernden Wertvorstellungen der Gesellschaft geprägt und verändert wiederum vorhandene Wertvorstellungen. Politik, die sich nicht auf einen breiten Wertkonsens der Gesellschaft stützt, muß scheitern. Politik, die darauf verzichten würde, eigene Wertvorstellungen zu entwickeln und die Wertvorstellungen der Gesellschaft zu beeinflussen und zu verändern, wäre allenfalls sterile Verwaltung des Bestehenden, wäre öder Pragmatismus. Wo sind die guten alten – von den Konservativen so oft beschworenen – Werte geblieben? Haben sie sich geändert? Aller-